

# Briefe 61 - 70

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **32 (1933)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

persönliche Nachricht, die uns Bluntschli gegeben hat, interessiert Sie wohl auch. Er sagte, daß nun Bernhard Meyer<sup>237)</sup> in München wenigstens in einer solchen Lage sei, die ihm einen ordentlichen Unterhalt verschaffe.

Eben jetzt erst sah ich einen ausführlichen Bericht über Eschers Rede in Bern in der „Berner Zeitung“ und die Ochsenbeinische Erklärung gegen Stämpfli (Eschers Intimus<sup>238)</sup> in der „Neuen Zürcher Zeitung“. Diesem allem nach zu schließen, muß Eschers Rede noch viel dezidierter als Parteidrede gegen Münsingen erschienen sein, als wir im ersten Momente hier glaubten. Mich wundert nur, ob er Motive hat, an einen Sieg der Nassauer<sup>239)</sup> zu glauben, um sich jetzt schon so ganz auf ihre Seite zu stellen, oder ob die Sympathie diesmal die Klugheit überwogen hat. Und was mag Furrer sagen?

*Mousson und Fr. v. Wyß lassen grüßen; letzterer habe um Ostern sein drittes Kind, ein Mädchen von 1½ Jahren, verloren.*

61. Heusler an Wyß.

Basel, 10. April 1850, abgegangen 11. April.

Verehrtester Freund!

Ihr Brief vom 6./8. mit so unverdienter treuer Freundschaft und Liebe hat mich lebhaft gefreut, und ich setze mich hin, Ihnen zu danken, umso mehr, da ich mir bewußt bin, wie wenig ich so treue Freundschaft von Ihrer Seite verdiene, und wie ich eigentlich durch meine Desertion aus den Reihen der tätigen Mitglieder der Historischen Gesellschaft Ihr Mißfallen zu erwarten gehabt hätte.

<sup>237)</sup> Bernhard Meyer (1810—1874), ehemaliger sonderbündischer Staatschreiber von Luzern, der auswärts im Exil lebte.

<sup>238)</sup> Vgl. die Erklärung Ochsenbeins („Neue Zürcher Zeitung“ [1850], S. 425 f.), die Rede Alfred Eschers (zugunsten Stämpflis) werde bei den Berner Radikalen wegen deren Abneigung gegen alles Zürcherische Stämpfli eher schaden (E. Gagliardi: A. Escher, S. 157, Anm.). Als Intimus Eschers konnte Stämpfli kaum bezeichnet werden, doch waren beide vorher noch politisch sich nahestehende und Fühlung nehmende Parteigänger.

<sup>239)</sup> „Nassauer“ nannte man in Bern die Radikalen, bei denen die Gebrüder Ludwig und Wilhelm Snell aus Nassau und J. Stämpfli (Wilh. Snells Schwiegersohn) Einfluß hatten.

Die lebhafteste Teilnahme, die Sie mir an meinen Erlebnissen vom 11. März <sup>240)</sup> aussprechen, veranlaßt mich, Ihnen folgendes Nähere mitzuteilen. Es war allerdings wieder ein Sturm, ähnlich dem im Sommer 1847 <sup>241)</sup>, doch bei weitem nicht so peinlich. Einerseits ist doch jetzt die Temperatur nicht so auf Sturm weisend wie damals, wo die unheimlichste Spannung durch die Schweiz ging, andererseits hatte ich nicht so das Gefühl, durch einen beleidigenden Ausdruck meine Mitbürger provoziert zu haben, drittens stand ich auch nicht so isoliert da wie damals. Was den Ausdruck betrifft, der besonders zum Sturm Anlaß gab, so war er hervorgegangen aus der Besorgnis, der Hauptgedanke, der Gedanke, Neuenburg müsse ausschließlich schweizerisch bleiben, werde bei vielen Gutgesinnten den Verdacht erregen, ich wolle nur den Radikalen schmeicheln; ich fühlte daher recht bestimmt das Bedürfnis, diesen Verdacht durch scharfe Betonung des Tadelns gegen den Putsch vom 1. März zu beseitigen. Ich verfiel dadurch von der Scylla in die Charybdis. — Daß ich nicht so isoliert stand, davon werden mir erfreuliche Beweise, und wahrscheinlich habe ich es dem zuzuschreiben, daß Ärgeres gegen mich und mein Haus unterblieb. Nicht nur war diesmal die Polizei wachsam, auch viele Bürger waren bereit, um Störungen zu verhindern; meine Freunde besonders zeigten sich tätig. Professor Vischer, W. Schmidlin und G. Stähelin <sup>242)</sup> begaben sich in die Volksversammlung selbst, wo sie zwar nicht mit Worten, aber doch durch Handaufheben Opposition machten, und durch ihre bloße Gegenwart wohl manches Ungeziemende verhinderten; ihre Beschreibung von der Versammlung war übrigens wenig im Einklang mit der „National-Zeitung“; Schmidlin, der das hiesige Publikum wohl sehr gut kennt, auch die Arbeiterbevölkerung, erklärte, wenigstens drei Viertel seien aus andern Orten zugelaufen gewesen. — Gleichzeitig kamen eine Anzahl Freunde zu mir, was mir zur Freude und Beruhigung diente, da in solchen Fällen nichts

<sup>240)</sup> Die Äußerungen über den Neuenburger Handstreich, vgl. hievon Anm. 222.

<sup>241)</sup> Die „Fetzenaffäre“ vom Juli 1847; vgl. hievon Anm. 137.

<sup>242)</sup> Prof. Wilh. Vischer-Bilfinger (1808—1874), Wilh. Schmidlin (1810 bis 1872) und Großrat Gottfried Stähelin (1812—1878), konservative Basler.

peinlicher ist, als das einsame Warten; auf diese Weise verbrachte ich den Abend recht angenehm. Was die Folgen der ganzen Geschichte betrifft, so war es recht auffallend, wie sich die Gegner selbst dabei in die Haare gerieten. Zwei Momente hatten zur Erregung des Sturmes gewirkt: der Haß der „National-Zeitung“ (Brenners u. a.<sup>243</sup>) und der Brotneid des „Intelligenz-Blattes“ (Wieland etc.<sup>244</sup>). Schon vor der Krise gerieten beide Teile in Zerwürfnis, und schimpften sich gräßlich aus, indem die jungen sogenannten Liberalen doch vor der Wildheit Brenners erschrakten. Zwei Tage darauf versetzte der eine Wieland wegen eines Artikels gegen Oberst Wieland<sup>245</sup>) dem Redaktor der „National-Zeitung“ Schabelitz eine Ohrfeige, wofür er acht Tage ins Loch wandern mußte; und Schabelitz<sup>246</sup>) beschimpfte einen andern jungen Menschen, was ihm ebenfalls acht Tage Gefängnis zuzog. — So haben sich diese Leute gleichsam unter einander aufgezehrt, und es soll seither ziemliche Spannung zwischen den beiden Fraktionen herrschen, die einen Augenblick zu einer Demonstration gegen mich sich verschworen hatten. Wie es dann mit dem Antrag auf Ausschließung aus dem Großen Rate ging, wissen Sie; es ist das die leibhafte Miserabilität. — Es freut mich, daß Sie mit der Haltung der „Basler Zeitung“ in dieser Krise zufrieden sind; ich glaubte ihnen meine Verachtung nicht besser zeigen zu können, weiß auch, daß das viele Leute am meisten ärgert. In Gottes Namen, ich kann sie nicht hindern, mir Kot anzuwerfen, aber ich will mich nicht mit ihnen im Kote herumbalgen. — Die Haltung der Schweizerpresse hat mich am meisten überzeugt, wie isoliert ich in der Presse dastehe; die katholischen Konservativen scheinen sich zu freuen; sie waren offenbar mit dem angegriffenen Artikel nicht einverstanden, weil sie eine — Reaktion wünschen; die sogenannten Liberalen vergaßen

<sup>243</sup>) Dr. Karl Brenner, Advokat, radikaler Politiker und Redaktor der „Nationalzeitung“.

<sup>244</sup>) Hans Wieland (1825—1864), Inhaber der Schweighäuser'schen Buchhandlung, bei welcher das „Allgemeine Intelligenzblatt der Stadt Basel“ herauskam.

<sup>245</sup>) Oberst Heinrich Wieland (1822—1894), später Oberstkorpskommandant, Bruder des genannten Hans Wieland (später auch Oberst).

<sup>246</sup>) J. Schabelitz, Redaktor der „Nationalzeitung“.

ihre schönen Grundsätze, sobald das Losungswort von Basel aus eingetroffen war; am elendesten benahm sich die „Eidgenössische Zeitung“, welche unter dem Titel der Unparteilichkeit die böswilligsten Angriffe gegen mich aufnahm, ohne meinen Erwiderungen Raum zu geben. Ich vermute Brotneid!

Doch ich habe mehr als genug von mir selbst gesprochen; verzeihen Sie es mir. — Von Herzen gefreut hat mich, was Sie mir von Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit schreiben; ich wünsche Ihnen Glück dazu, und könnte Sie darum beneiden, wenn nicht der von mir gewählte Beruf bei allen Dornen doch auch seine Rosen hätte, mir auch hie und da große Befriedigung gewährte. Ich muß aber um Entschuldigung bitten, daß unser Korrektor aus dem Hause Manesse ein Haus Manasse<sup>247)</sup> gemacht hat, wodurch Sie also bis in das Alte Testament hinaufgeschoben werden!

*Es folgen familiäre Mitteilungen und Grüße an Professor Hottinger, G. Meyer v. Knonau, S. Voegelin, Dr. Meyer<sup>248)</sup> „und wer sich sonst meiner Wenigkeit erinnern mag“.*

Was die deutsche Politik betrifft, so steht es freilich schlimm mit den Frankfurter Idealen<sup>249)</sup>, wovon die Gothaer doch nur ein matter Abklatsch waren. Ob Bayern sich dieses Ausgangs zu freuen habe, steht noch sehr dahin; ich vermute, Preußen werde nun die ganz kleinen Staaten allein und Österreich und Preußen zusammen die mittlern (inkl. Bayern) auffressen. Wohl bekomm's! —

## 62. Wyß an Heusler.

Zürich, 27. September 1851.

*Er erinnert sich noch der schönen Tage in Muotta, wo er Heusler getroffen hat, und entschuldigt sich, daß er einen Auftrag wegen Bruns Leben vergessen habe. Er lege eine Schrift v. Muralts darüber bei<sup>250)</sup>.*

<sup>247)</sup> Vgl. Anm. 223.

<sup>248)</sup> Prof. J. J. Hottinger, Staatsarchivar Gerold Ludwig Meyer v. Knonau, Prof. Salomon Vögelin und Dr. Heinrich Meyer-Ochsner (1802—1871, hervorragender Numismatiker, vgl. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 21, S. 579).

<sup>249)</sup> Einheitsbestrebungen des Frankfurter Parlaments von 1848.

<sup>250)</sup> Joh. Konrad v. Muralt hielt am 12. Februar vor dem großen Bote der Gesellschaft der Böcke in Zürich, als deren Obmann, eine Rede „über Rudolf Brun“, die im Drucke erschien.

In meiner stillen Klausur habe ich mich wieder über unsere alte Geschichte gemacht und lebe dato mehr im 11. und 12., als 19. Jahrhundert, zwischen Urkunden, bei denen mir das „Scheinende“ daran nicht so in die Augen fällt, wie bei denjenigen unserer heutigen Herzoge und Großen republikanischen — ich hätte bald gesagt G . . . l . . . s<sup>251</sup>). Ich kann jene Aktenstücke aus der Distanz von acht Jahrhunderten weniger schnell als offizielle Hypokrisien erkennen; sonst würde ich sie ebenfalls aus den Händen werfen. Oder vielmehr, es schneidet die heilende Zeit das Ungesunde von selbst aus diesen Pergamenten aus, so daß dem stillen Betrachter nur ein Kern bestimmter, tatsächlicher Wahrheit übrig bleibt und das Gift persönlicher Leidenschaft, das bei ihrer Hervorbringung mitgewirkt haben mag, größtenteils verfliegt.

Inzwischen bin ich der Welt nicht so abgestorben, daß ich mich nicht zuweilen umsähe . . .

*Wyß' Arbeit und Baumgartners „Schweizerspiegel“ gefallen ihm gut<sup>252</sup>).*

Hierzulande ist alles tot, und wenn ein Städter anfinge, sich's herausnehmen zu wollen, auch etwas zur Sache zu sagen, so würde man ihn totsichweigen, ohne daß er auch nur ein Fliegenbein sich für ihn rühren sähe. Bis und solange unsere Landesmatadoren durch den eidgenössischen Entwicklungsgang nicht *recht arg* in die *dickste* Patsche geführt sind, werden wir vor Mißtrauen gegen Andersdenkende, vor Eifersucht gegen die Städter und Servilismus gegen ihren hochgestellten Schmeichler ganz stockblind bleiben. — Ich würde das gerne laut sagen, wenn dadurch nicht das Übel nur ärger werden müßte.

Das größte Bedürfnis, das man empfinden kann, eine wahrhaft liberale Leitung der öffentlichen Dinge, ein reines und unselbstsüchtiges, gerades und kräftiges Wesen in den herrschenden, oder besser gesagt lenkenden Köpfen der Republik zu erblicken, dasselbe in oder außer amtlicher Stellung

<sup>251</sup>) Geblütes?

<sup>252</sup>) Wohl eine Schrift von Lehenkommissar Abr. Rud. Wyß in Bern; Gall Jakob Baumgartners „Schweizerspiegel. Drei Jahre unter der Bundesverfassung von 1848“ (1851).

mit allen Kräften unterstützen zu können — dieses größte Bedürfnis ist leider und wird leider, allem Anschein nach, für uns stets ungestillt bleiben. Man muß alle seine Kraft nur dazu verwenden, bei dieser Gewißheit sich selbst und einem Glauben an Besseres nicht untreu zu werden und nicht zu versinken.

Entschuldigen Sie ... diese unwillkürlichen Expektationen; ich mag mich umsehen, wohin und wann immer ich will, so werde ich den Gesamteindruck nicht los, der sie hervorgerufen.

*Mousson und Fr. v. Wyß lassen grüßen. Er selbst schickt Grüße an Dr. Aug. Burckhardt.*

### 63. Heusler an Wyß.

Basel, 10. Dezember 1851.

Ich erlaube mir, Ihnen sous bande einige Exemplare meiner Verteidigung vor hiesigem korrekionellem Gerichte zuzuschicken<sup>253</sup>); seien Sie so gut, Herrn Mousson und Ihrem Bruder je eines mit meinen besten Grüßen zuzustellen. Warum ich nicht appelliert habe, sage ich zum Teil in der heutigen „Basler Zeitung“, wenn auch nicht ausführlich, doch so, daß man es verstehen kann. Ich habe Ursache, das Urteil wenigstens zum guten Teil Gründen zuzuschreiben, die nicht eben juristisch sind, und ich muß fürchten, solche Gründe dürften auch bei der obern Instanz nicht ohne allen Einfluß sein. Überdies habe ich in meinen Familienverhältnissen Gründe,

<sup>253</sup>) Als Beilage des Briefs findet sich noch vor: „Beilage zur ‚Basler Zeitung‘ Nr. 290. Antwort von alt-Ratsherr A. Heußler auf die Klage von Herrn alt-Regierungspräsident Stämpfli von Bern, gegen einen Artikel in Nr. 255 der ‚Basler Zeitung‘, vorgetragen an den Schranken des korrekionellen Gerichtes in Basel, den 26. November 1851.“ Heusler war vom korrekionellen Gericht in Basel am 26. November 1851 wegen wiederholter Beschimpfung des Führers der Berner Radikalen und Redaktors der „Berner Zeitung“ Jacob Stämpfli zu Fr. 200.— Geldbuße verurteilt worden und verzichtete auf Appellation. Stämpfli hatte den Berner Patriziern eine Unterschlagung von Millionen öffentlicher Gelder vorgeworfen; Heusler hatte dies in der „Basler Zeitung“ (in einer Kampagne, August/September 1851) als „ehrloses Lügen“ usw. bezeichnet und wollte den Wahrheitsbeweis dafür erbringen. Das Gericht trat auf diese Beweisfrage gar nicht ein. Vgl. Ed. His, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 28, S. 297 f. Stämpfli revozierte angeblich 1854.

welche mir ein baldiges Abschneiden des Prozesses sehr wünschenswert machen. Auch gestehe ich offen, daß ich meine Rechtfertigung mehr von der öffentlichen Meinung aller Rechtlichen erwarte, als von den hiesigen Gerichten, von denen man nie weiß, ob nicht in Fällen solcher Art auch Furcht vor diesem oder jenem Einfluß üben könnte. Die Verteidigung mußte etwas schnell gemacht werden, da ich keine Lust hatte, die Sache in die Länge zu ziehen; Sie werden finden, daß sie nicht streng juristisch gehalten ist; zum Teil war das Absicht, weil unsere Gerichte nicht aus lauter Juristen besetzt sind, zum Teil auch Mangel an Übung, zum Teil aber auch Wirkung des mich beherrschenden Gedankens, ich müsse meine Rechtfertigung mehr von der öffentlichen Meinung, als dem Gerichte erwarten. Ich denke auch, Herr Stämpfli soll mit diesem Prozesse nichts gewonnen haben; ich werde ihm auch in Zukunft nichts schenken, aber etwas behutsamer in meinen Ausdrücken sein.

Mit großem Interesse habe ich die mir übersandte Rede v. Muralts<sup>254</sup>) gelesen, und danke Ihnen dafür bestens; ich halte dafür, er würdige den Bürgermeister Brun weit richtiger, als Hottinger und Bluntschli; letzterer scheint über der geistigen Kraft des Mannes seine großen moralischen Blößen vollends zu vergessen.

Mit Interesse habe ich vernommen, daß bei Ihnen ein Herr Bürkli<sup>255</sup>) als sozialistischer Kandidat in den Großen Rat gewählt worden ist. Die „Neue Zürcher Zeitung“ hat wiederholt von einem Programm gesprochen; ich habe aber dasselbe nie zu Gesicht bekommen. Ich stelle mir zwar vor, es werde die gewöhnlichen Schlagworte enthalten, indes möchte ich es doch gerne sehen. Es sind diese Fragen nun doch einmal derart, daß sie nicht ignoriert werden können, und nach meiner Überzeugung ist dabei unter manchem Sinnlosen auch allerlei Wahres, das herausgefunden werden muß. Sie würden mich daher durch Mitteilung desselben sehr verbinden.

---

<sup>254</sup>) Vgl. Anm. 250.

<sup>255</sup>) Karl Bürkli (1823—1901), Gerber und Landwehrhauptmann, Zürcher Sozialistenführer, Anhänger der Ideen des französischen Sozialisten Fourier, seit 1851 Anreger des Konsumvereins.



Von Politischem schreibe ich nichts. Wo stehen wir wohl? Die Vorgänge in Paris<sup>256)</sup> sind geeignet, manches anzuregen, das noch nicht vorgesehen werden kann. Ich erblicke darin einen Bankerott der Republik für Frankreich, und kann mir davon allerlei unerfreuliche Rückwirkungen für die Schweiz als möglich denken. Glücklicherweise ist nicht zu riskieren, daß unsere Regenten sich den Mann im Elysée zum Vorbilde nehmen, und so hat eine Revolution von oben herab wenigstens das Gute, daß sie in der Schweiz nicht so leicht Nachahmung findet, wie eine von unten hinauf! —

64. *Wyß an Heusler.*

Zürich, 15. Dezember 1851.

Ich habe Ihre Zusendung, sowie ein paar Tage später Ihren Brief richtig erhalten und sage Ihnen für beides meinen herzlichsten Dank.

Sie können denken, wie sehr mich schon die erste Notiz über den fraglichen Prozeß<sup>257)</sup>, die ich in Ihrem Blatte fand, interessierte und wie begierig ich war, den weiteren Verlauf der Sache zu vernehmen. Da hat mich denn, ich gestehe es, das Urteil nicht bloß unerwartet und schmerzlich berührt, sondern auch die Nachricht — im ersten Augenblicke — in Verwunderung gesetzt, daß Sie nicht im Sinne haben zu appellieren; — und beide Empfindungen haben auch mein lieber Schwager und Bruder, sowie alle Ihre und Ihres Blattes Freunde geteilt. Die spätere Aufklärung über diesen letztern Punkt hat uns indes vollkommen befriedigt, zumal wir an Ihrer Empfindung teilnehmen, es sei weit mehr die Rechtfertigung vor der öffentlichen Meinung, als diejenige vor den juristischen Haarspaltern, das wesentliche. Daß Ihnen erstere durch die Veröffentlichung der Verteidigung aufs beste und vollständigste in den Augen des ganzen ehrenwerten Publikums gelungen, bezweifle ich nicht, und könnte Ihnen darüber Zeugnisse aus dem Munde hiesiger Leser an-

<sup>256)</sup> Der Präsident der französischen Republik Louis Napoléon hatte am 2. Dezember 1851 durch einen Staatsstreich sich die Macht gesichert; ein Jahr später ließ er sich dann zum Kaiser ausrufen (2. Dezember 1852).

<sup>257)</sup> Der Preßprozeß Stämpflis gegen Heusler; vgl. Anm. 253.

führen, die vor mir solches aussprachen, ohne von meiner Bekanntschaft mit Ihnen zu wissen.

Immerhin aber bleibt mir das Urteil noch jetzt unbegreiflich, allermindestens in seinem Strafmaße, welches letztere die hiesigen Begriffe und Maßstäbe ganz ungemein übersteigt. Sie müssen hierin in Basel eine ganz andere Praxis haben, wenn das Urteil wirklich mit derselben übereinstimmt. — Jedenfalls hoffe ich, ist die Präsidialunterschrift<sup>258)</sup> unter demselben so unschuldig, als es eine Präsidialunterschrift in irgend einem Beschlusse so häufig sein kann.

Am meisten freut mich Ihr Versprechen, dem Gegner darum nichts schenken zu wollen; denn es ist, wie Sie sagen, seit der Pfyfferschen Leuenmordsdarstellung<sup>259)</sup> kaum irgend etwas so Verächtliches, als diese Agitation Stämpflis<sup>260)</sup> in der Schweiz vorgekommen.

Daß Herrn v. Muralts Arbeit Ihnen gefallen, freut mich sehr. Bluntschli ist ihm in öffentlichen Dingen oft gar nicht mit derjenigen Rücksicht begegnet, welche er verdient hätte; Schlosser<sup>261)</sup> hat ihn für seine Biographie [des] Landammanns Reinhard<sup>262)</sup> einmals aufs gröbste und rohste mitgenommen. Umso mehr ist jede Anerkennung die er findet erfreulich.

Sie wünschen das Programm des jungen Bürkli. Es folgt hiermit; durch Vermittlung meines Schwagers und seiner Untergebenen habe ich mir ein Exemplar verschaffen können. Von Bürkli selbst könnte ich Ihnen manches erzählen, denn

<sup>258)</sup> Präsident des Gerichts war der Heusler und Wyß befreundete Dr. L. Aug. Burckhardt.

<sup>259)</sup> Der Führer der Luzerner Klerikal-Demokraten Rats Herr Joseph Leu, von Ebersol, war am 19./20. Juli 1845 von einem Freischärler meuchlings ermordet worden. Hier wird (wohl) angespielt auf Dr. Kasimir Pfyffers (Luzern) Schriften: Meine Beteiligung an der Rats Herr Leu'schen Mordgeschichte (und Appellation an die öffentliche Meinung), 1846 mit Nachtrag 1848.

<sup>260)</sup> J. Stämpfli gebrauchte den Vorwurf der Millionenunterschlagung durch die Patrizier, die angeblich 1798 erfolgt sei, zu Agitationszwecken; vgl. Ed. Bloesch: E. Bloesch, S. 338 ff.

<sup>261)</sup> Friedr. Christoph Schlosser (1776—1861), Historiker, Frankfurt.

<sup>262)</sup> Alt-Bürgermeisters Joh. Konrad v. Muralt 1838 erschienenes Buch: Hans von Reinhard, Bürgermeister und Landammann der Schweiz (1755 bis 1835).

ich kenne ihn von Jugend auf. Wir sind zusammen Geschwisterkinder: sein Vater, Herr Oberst Bürkli (den Sie gewiß in Basel gesehen haben) ist der Bruder meiner seligen Mutter gewesen. Freilich hätte ich mir nicht träumen lassen, daß einst der Sohn in seiner gegenwärtigen Lage und Stellung in den Großen Rat treten würde, wo der Vater einer der wenigen *Ultras* war, die Zürich ehemals besaß. — Ich muß aber dieses auf einen nächsten Brief versparen, den ich Ihnen bei besserer Muße nach dem Neujahr zu schreiben gedenke. Mein Kollegium, eine Neujahrsarbeit über den Fraumünster etc. etc. nehmen mich dato gar sehr in Anspruch. Ich lebe mehr im 12., als im 19. Jahrhundert, hoffe aber, in jenem bald so zuhause zu sein, daß ich dann das Koppisch-Bluntschliche Schlachtfeld des 13. in eigener Rüstung zu betreten wagen darf.

*Er sendet Grüße von Mousson und Fr. v. Wyß und gute Wünsche zum Jahreswechsel.*

*Beilage: „Freie Stimmen“ (Zürich, 19. November 1851), Nr. 47, S. 188 ff., mit einem Artikel von „Karl Bürkli, Gerber“, über die leitenden Grundsätze seiner Politik, falls er durch die Zunft Wiedikon in den Großen Rat gewählt würde. Er befürwortet für Zürich das Abberufungsrecht des Volkes gegen Großräte und als „soziale Konsequenzen“ die Errichtung einer kantonalen, staatlichen „Volksbank“, eine Erbschaftssteuer, die Abschaffung der Progressivsteuern „nach unten“, die Erleichterung der Auswanderung, die Unentgeltlichkeit von Montur und Armatur, die Trennung der Kirche vom Staate und eventuell der Schule vom Staate, im übrigen stehe er auf dem Boden des Sozialismus und sei ein Gegner der „Finanzfeudalität oder Geldherrschaft“.*

65. *Wyß an Heusler.*

Zürich, März 1852.

Schon längst hatte ich mir vorgenommen, Sie mit dem hier mitfolgenden literarischen Produkte heimzusuchen und bei diesem Anlasse mich in Ihr freundschaftliches Andenken zurückzurufen, bin aber infolge mannigfacher Zerstreungen

und Arbeiten aller Art nie zur Ausführung dieses Lieblingsprojektes gelangt...

*Er schickt Heusler „eine Tasche voll uralter Geschichten“, seine „Versuchsblätter als zürcherischer Privatdozent“ ...<sup>263)</sup>.*

Sie werden aber fragen, was wir denn eigentlich in Zürich treiben, und warum wir diesen tollen sozialistischen Veitstanz beginnen, der sich zu eröffnen scheint. Der Ursachen, die zu dem jüngsten auffallenden Ereignisse *mitgewirkt* haben, sind mancherlei; die größte und bedeutendste aber ist gewiß darin zu suchen, daß das Geschehene die natürliche und folgenrechte Entwicklung unserer Zustände auf der vor zehn Jahren eingeschlagenen Bahn bildet.

Als nach der Revolution von 1839, zu welcher ein Teil der höchsten Klassen, namentlich der städtischen Bevölkerung mit der großen Masse der untern und untersten Stände — aus sehr verschiedenartigen Beweggründen — sich vereinigt hatten, die (sogenannte „liberale“) Matadorschaft vom Lande und von Winterthur gegen die neue Regierung sich koalierte, um das verlorene Regiment wieder zu erobern, benutzte sie zum Ansturme hauptsächlich zwei Elemente: die Predigt der Grundsätze, welche man „freisinnig“ zu heißen pflegt, und: materielle Begehren an den Staat. Als Verkündiger und Repräsentanten *jenes* Evangeliums gingen die Advokaten (Furrer, Rüttimann etc.) und die Schullehrer voran, in der Presse und in der spektakelhaften Schulsynode vorzüglich tätig; letztere eben darum als besondere Stützen des Liberalismus gepriesen, gehätschelt und gehoben, unter ihnen einst in erster Reihe der junge „Chiridonus Bittersüß“, der jetzige „Treichler“<sup>264)</sup>, dessen Ergüsse im „Republikaner“ die ganze Partei beklatschte, Herr Zehnder<sup>265)</sup> schriftlich belobte und ermunterte. Motive der *letzteren*, materiellen Art sollten die Masse bekehren, die sich anno 1839 der Bewegung zugewandt hatte. Einen Haupttakt im Feldzuge bildete, solche Mittel in den Händen, die Basserstorfer Versammlung anno 1840. Die bewährtesten „Liberalen“ (man hieß damals noch *so*),

<sup>263)</sup> Vermutlich G. v. Wyß' Abhandlung: Über das römische Helvetien (Archiv, Bd. VII, 1851).

<sup>264)</sup> Joh. Jak. Treichler, Zürcher Sozialist, Regierungsrat.

<sup>265)</sup> Der liberale Zürcher Bürgermeister Dr. Ulrich Zehnder.

Weiß, Fierz, Federer, Weidmann, Pestaluz etc.<sup>266</sup>) vereinigten sich dort zu einer Riesenpetition, die ungefähr *alles das* enthielt, in ökonomischer Beziehung, was *jetzt* Treichler fordert. Wie vorauszusehen, konnte der Große Rat nicht entsprechen und man benutzte seine Weigerung, ihn in vollem Maße als unfreisinnig zu verschreien und unpopulär zu machen. Unterdessen dauerte der Feldzug fort; die Aargauer kamen mit der Klostergeschichte, dann mit dem Jesuitensturme zu Hilfe und glücklich gelang es den Herren Furrer, Weiß u. Cie., an die sich nun der auftauchende Escher getreulich angeschlossen hatte, — zum Teil als Sturmbock vorausgehend — im Frühjahr 1845 die 1839er aus dem Sattel zu heben.

Man hätte denken sollen, es wäre nun nichts Eiligeres zu tun gewesen, als die Basserstorfer Wünsche zu erfüllen. Mit nichten! Sei es, daß man ihre Unerfüllbarkeit einsah, sei es daß die eidgenössische „Entwicklung“ alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, es blieb für einstweilen bei der Veränderung der *Personen* und des politischen Systems, sowie der Herstellung der getreuen Schulsynode in allem Glanze stehen, und man mußte sich begnügen, die Herrschaft der liberalen Grundsätze, im Gesetz gegen kommunistische Umtriebe und die Vertreibung der Jesuiten als den einstweiligen einzigen Gewinn der großen Anstrengungen anzusehen, die gemacht worden. Erst nachdem uns die neue Bundesverfassung Friede und Zeit verschafft hat, uns nach uns selbst umzusehen, kamen einige jener einst gehörten Wünsche wieder aufs Tapet. Eine Vermehrung der Schullehrerbesoldungen war das erste tiefer Eingreifende, was in dieser Richtung geschah; die Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule — anno 1845 schon vorbereitet, — rückte ihrer Vollziehung um einen großen Schritt näher; eine Herabsetzung des Salzpreises ist in jüngster Zeit erst beschlossen worden. Aber

<sup>266</sup>) Oberst Heinrich Weiß, von Fehralt Dorf, alt-Regierungsrat, liberaler Großrat; Joh. Jacob Fierz (1787—1861), von Küßnacht, alt-Regierungsrat, 1839 zum Rücktritt gezwungen; Jos. Anton Sebastian Federer (1793—1868), St. Galler Priester und liberal-katholischer Politiker (wessenburgische Richtung), Rektor des katholischen Gymnasiums in St. Gallen; Dr. med. Felix Weidmann, von Niederwenigen; Dr. Joh. Jac. Pestaluz, Großrat, Kantonsfürsprech in Winterthur.

mit diesen wenigen Punkten sind natürlich die Traktanda von Basserstorf längst nicht erfüllt, und Treichler mit seinem Organe, dem „Volksblatte“, kann ganz richtig und einfach die Artikel des „Landboten“ von 1841 wieder abdrucken, um zu zeigen, daß er selbst sich im Wesentlichen treu geblieben ist, die gnädigen Herren aber, denen er einst als Hilfstruppe diente, sich gehäutet haben. Freilich flicht er nun auch manchen „politischen“ Wunsch ein und manche noch etwas bestimmter lautende Forderung, z. B. in Militärerleichterungssachen.

Wie gesagt, dies ist die natürliche, notwendige Entwicklung unserer Verhältnisse, und die ökonomischen und sittlichen Zustände der Bevölkerung, wie sie im Laufe des Dezenniums sich gestaltet haben, konnten nur dazu beitragen, eine solche Entwicklung zu fördern. Wir haben zwar Jahre gehabt, wo der Verdienst in Gewerben und Handel gut, zum Teil sehr gut war; aber gleichzeitig ist auch Teure der Lebensmittel viel öfter, als das Gegenteil, herrschend gewesen. Der Sonderbundskrieg selbst hat, wenigstens einzelne Teile des Kantons, ökonomisch sehr mitgenommen (Bezirk Affoltern); die Lasten für den Kanton, wie für den Einzelnen, sind durch die neue Bundesverfassung größer geworden. Das lange, leidenschaftliche politische Treiben, das Herrschen einer glaubens- und sittenlosen Weltanschauung bei vielen — erzeugt und befördert durch die überall getriebene Volksschmeichelei und Menschenvergötterung — haben auch nicht dazu beigetragen, die Lage der arbeitenden Klassen — innerlich und äußerlich — zu verbessern. In diesem allem findet natürlich der Gegensatz der Besitzenden und Herrschenden gegenüber den Nichtbesitzenden und Dienenden, auf welchen Treichler fußt und den er selbst aus eigener Erfahrung in früher sehr bedrängter Lage kennt, seine Nahrung und daher auch Treichlers Tendenzen Boden und Wurzel.

Die Regierung selbst hat aber durch *sehr positive Fehler* — größtenteils Eschers<sup>267)</sup> Schuld — ihren Gegner verstärkt, seinen Sieg leichter, aber auch bedeutender gemacht.

In erster Linie gehört dahin das immoralische und ver-

<sup>267)</sup> Dr. Alfred Escher Regierungsrat.

kehrte Wahlgesetz<sup>268</sup>), das wir größtenteils ihrem Einfluß verdanken. Als im Herbst 1850 der Bundesrat ein Wahlgesetz für die Wahlen zum Nationalrate vorbereitete und dasselbe auf einen gleichförmigen, für die ganze Schweiz geltenden *Grundsatz* zu gründen dachte, wie es hieß, griff die Regierung von Zürich unberufener und unbefugter Weise in die Sache ein und erließ eine, damals in den Zeitungen erwähnte Zuschrift an den Bundesrat, worin sie auf „große Wahlkreise“ drang, weil „dadurch die lokalen untergeordneten und beschränkten Einflüsse beseitigt“ würden. Unverblümt und offen gesprochen, wollte das nur soviel sagen: der Bundesrat solle doch ja an der Einteilung festhalten, wie sie bei den allerersten Wahlen provisorisch von den Kantonsregierungen hatte getroffen werden können und den vollständigen Sieg der radikalen Partei verbürgt hatte. Zumal unsern Kanton hatte man seinerzeit zu diesem Zwecke auf die unnatürlichste Weise in vier Kreise gespalten, deren einzelne Glieder zwar sonst in keinerlei regelmäßiger Verbindung standen, sich in keiner Art gemeinsamen Handelns und gemeinsamer Interessen je als zusammengehörig fühlen und kennen gelernt hatten, die aber mit Sorgfalt so kombiniert waren, um alle konservativen Minoritäten gänzlich totzuschlagen und die Leitung aller Wahlen in die Hände eines herrschenden Komitee zu bringen. Eine viel einfachere und natürlichere Einteilung — jedem der bestehenden, seit 40 Jahren als Einheit sich fühlenden Bezirke eine Wahl, dem Bezirk Zürich von annähernd doppelter Bevölkerung zwei Wahlen und (wenn man billig sein wollte) hievon eine dem Landbezirk, eine der Stadt zu geben — verwarf man natürlich von vornherein; sie hätte unter 13 Repräsentanten einen, vielleicht bis auf drei Konservative ergeben können!! (Freilich wären auf diese Weise alle natürlichen Verhältnisse und Interessen des Kantons und seiner Teile am einfachsten, billigsten und gewiß *für alle Unbefangenen* auf wohlthuende Weise berücksichtigt und vertreten gewesen.) Der Bundesrat beeilte sich, den Wink zu verstehen, den man ihm hinter den Kulissen wohl erläutert hat, und es erschien sein Ent-

<sup>268</sup>) Nationalratswahlgesetz vom 21. Dezember 1850 (Alfred Eschers Werk, vgl. E. Gagliardi: Escher, S. 167).

wurf<sup>269)</sup> vom 14. November 1850 bereits mit der ominösen Buntscheckigkeit der Wahlkreiszahl für die Kantone; wie der Nationalrat das Werk vollendet hat, zeigt das famose Gesetz, eine der größten Sünden und Immoralitäten unserer Herrschlinge. Dadurch war freilich momentan für unsere Regierung, wie für andere, ein Gewinn entstanden, in der Tat und Wahrheit aber muß sie diesen nun schwer büßen. Einerseits enthielten sich viele Konservative jeder Teilnahme an den Wahlen; es widerstrebt dem gesunden Gefühl, von einem angeblichen Rechte Gebrauch zu machen, bei dessen Ausübung man nach dem Willen des Gesetzgebers *bloß Figurant* sein soll; man mag ein Gesetz auch stillschweigend nicht anerkennen, womit der Gesetzgeber uns bloß hohnen will. Andererseits aber wurde auch für die Teilnehmenden die Wahl so künstlich, so notwendigerweise eine bloß *von oben* her gemachte und geleitete Sache, daß dies den Widerwillen selbst Liberaler oder Radikaler bis zur Opposition steigern konnte, und ein Komitee, das neben dem Regierungskomitee den Mut hatte, aufzutreten, schon deshalb Chance bekam. Endlich ist — bei einmal erwachtem Eifer — das Getriebe, die Bedeutung und der Eindruck einer Wahl natürlich umso größer, je größer der Wahlkreis, und so hat Herr Treichler — in einem unserer großen Wahlkreise gewählt, weit mehr Kraft errungen, seine Wahl und sein Sieg eine weit größere Bewegung verursacht, als es geschehen wäre, wenn vielleicht ein kleinerer Bezirk ihn gewählt hätte. Die Maschine, welche die Regierung durch das Gesetz sich erbauen wollte, schlägt nun gegen ihren Eigentümer aus, weil eine gröbere Faust sich des Hebels bemächtigt hat.

Ein damit zusammenhängendes Verhältnis ist auch in der Rückwirkung zu suchen, welche *die Regiererei* des Herrn Escher und seiner Clique überhaupt allmählich im Volke hervorgerufen hat. Gehen Sie landauf und landab, noch *nie* — bei Hohen und Niedern — ist die Ansicht und das Gefühl so verbreitet gewesen, daß vom Einflusse eines *einzigsten* Mannes alles im Staate abhängt, Großes und Kleines, daß Gunst oder Ungunst dieses Einzigsten der Maßstab sei, nach welchem jede Entscheidung sich bemesse, daß bis ins Detail

<sup>269)</sup> Entwurf, ausgearbeitet von Bundesrat Stefano Franscini.



der persönlichen und sachlichen Dinge hinein seine gewaltige Hand sich erstreckte. Noch nie ist die Regierung in der Anschauung von Groß und Klein, selbst in der eigenen, so *personifiziert* worden. Es wären darüber merkwürdige Äußerungen aus dem Munde des Herrschers selbst, wie aus demjenigen von Leuten der verschiedensten Stände anzuführen. Wir müßten aber nicht Menschen, ich will nicht einmal sagen Republikaner sein, wenn wir uns solche Superiorität, selbst von einem Engel, geschweige denn von unseresgleichen, gefallen lassen sollten. Und so ist denn trotz der Geschäftsrührigkeit, der gewaltigen Arbeitsfähigkeit und -lust Herrn Eschers, trotz seiner unzähligen Gesetzes- und Reglementsparagraphen, in deren Hervorbringung er seinen Ruhm und seine Freude findet, ein allgemeines Gefühl der Bewegung und eine Lust des Widerstandes erwacht, die ihren guten Grund haben. Man läßt sich nicht auf immer bevormunden.

Eine Ausnahme von dieser Regel bildet einzig die Masse, auf welche Escher zunächst sein Regiment gründet. Die ländlichen Matadoren, auf die er und sein vertrauter Generalstab jugendlicher Freunde sich stützen, begnügen sich mit — stillem Seufzen. Es ist ihm so gut gelungen, ihr Mißtrauen gegen alle Andersdenkenden, ihre heimliche Furcht vor jedem unabhängigen Geiste, ihre Scheu und Eifersucht vor jedem und gegen jeden, der sich nicht beugt, — zumal wenn er etwa gar den Makel städtischer Geburt an sich trägt — rege zu halten, zu steigern, stets wieder aufzuwecken und zu stacheln, — daß diesen Beklagenswerten keine Wahl übrig bleibt, als entweder sich in den offenen Rachen der Jesuiten- und Aristokratenbrut zu stürzen, welche stets bereit ist, sie zu verschlingen, — oder aber ihrem vornehmen, reichen und doch so volksfreundlichen Führer blindlings durch dick und dünn zu folgen. Freilich hört die *Republik* auf diese Weise eigentlich auf zu existieren; aber die Republikaner retten doch ihre Existenz vor dem Ungeheuer der Reaktion! — Einmal hat einer aus ihnen versucht, einen selbständigen Schritt zu tun: in der Angelegenheit Scherr<sup>270</sup>),

---

<sup>270</sup>) Alfred Escher hatte sich angeblich für die Rückberufung des früheren, liberalen Direktors des Lehrerseminars Küßnacht, Thomas Scherr, verwendet. Scherr betrieb im Kanton Thurgau eine private Erziehungsanstalt.

die man von höchster Stelle aus vorwärts bringen wollte, wagte der verstorbene Herr Statthalter Unholz<sup>271)</sup> den gefährlichen Schritt, auf Niedersetzung einer Kommission zu näherer Prüfung — im Großen Räte — anzutragen, um die Sache auf klang- und sanglose Weise vom Tapet zu bringen. Wunderbarerweise gelang es! Seither hat keiner ein solches Wagestück wieder versucht. Der unglückliche *Hüni-Stettler*<sup>272)</sup>, der sich als Referent der Rechnungsrevisionskommission einigte, freilich nicht neue, aber doch freimütig vorgebrachte Bemerkungen erlaubte, hat schwer dafür gebüßt!

Nicht so furchtsam und nicht so geduldig, wie diese Hoplitenschar, ist dann freilich die leichtbewaffnete Mannschaft des Escherschen Heeres, die einst zuerst die Bresche der konservativen Festung für ihn erstiegen hat, die politische Abteilung des Schullehrerstandes. Es ist eine längst bekannte Sache, daß mit Bezug auf die Bildung, die äußere Stellung und Lage, die Pflichten und Rechte dieses Standes das rechte Gleichgewicht noch in keinem unserer, ja selbst der großen uns umgebenden Staaten hat gefunden werden können. Man verlangt — und dies mit vollem Rechte — tüchtig und gründlich gebildete Schullehrer für die Volksschule als Grundlage der ganzen Bildung des Volkes, namentlich in einem Freistaate, und ehrenwerte Anstrengungen und Opfer sind dafür, wie anderswo, so auch in Zürich seit zwei Dezennien gebracht worden. Allein zwei Seiten der Aufgabe sind doch noch nicht gelöst; einmal ist vielfach noch ein bloß theoretisches, wissenschaftliches oder halbwissenschaftliches Vielwissen an die Stelle tüchtiger Gemüts- und Geistesbildung der Lehrer getreten, und die Folgen dieses — allerdings nun im allgemeinen eher abnehmenden Übelstandes machen sich in verkehrter Richtung des Unterrichts und unberechtigtem Dünkel mancher Mitglieder des Standes fühlbar, welche ihm die Abneigung vieler im Volke zuziehen. Andererseits aber ist die *äußere Lage* der meisten Volksschullehrer nicht so günstig, wie sie sein sollte und wie der Staat und die Gemeinden dieselbe herzustellen trachten sollten. Männer, meist ohne alles Vermögen, von denen man nicht unbedeutende

<sup>271)</sup> Dr. med. David Unholz, von Embrach, Großrat, seit 1849 Statthalter des Bezirkes Bülach. <sup>272)</sup> Heinrich Hüni-Stettler (später Regierungsrat).

Kenntnisse verlangt, die zur eigenen geistigen Tätigkeit auf pädagogischem und wissenschaftlichem Felde angeregt und angezogen werden, denen Bedürfnisse mannigfacher Art durch diesen Bildungsgang zur andern Natur werden müssen, sollten so gestellt sein, daß sie dieselben auf bescheidene Weise auch befriedigen könnten. Und das ist vielfach nicht der Fall; eine große Zahl unserer jungen Lehrer muß ihre Laufbahn mit Schuldenmachen beginnen; anständige Kleidung, Nahrung und Bücher nehmen den Gehalt weg, ehe noch ein eigenes Hauswesen begründet ist. Gewiß ein großer Übelstand, aus dem Mißverhältnisse aller Art entspringen. — Wir kranken an diesen Übeln noch jetzt, und wenn dieselben auch — nachdem sie im Jahre 1840 und bis 1845 von der radikalen Partei hauptsächlich und bis zum Unmaße benutzt wurden, sich eine Armee unter dem Lehrerstande zu bilden, — durch die neueren Beschlüsse zum Teil gehoben worden sind, so bleibt doch das, was hat getan werden können, hinter demjenigen zurück, was geschehen müßte, um gänzlich zu helfen.

Darum hat sich zwar jetzt der verständigere und ruhigere Teil der Schullehrer mit dem Geschehenen begnügt und von dem Felde politischer Agitation zurückgezogen; eine große Zahl derselben aber, und gerade diejenigen, welche persönlich am wenigsten Berücksichtigung verdienen, treiben sich noch darauf herum. Der früheren Gunst und Huldigung eingedenk, welche sie von den hervorragenden Führern der Radikalen erfuhren, sich noch immer als Schoßkinder des Liberalismus betrachtend, als die Träger und erstberufenen Verteidiger dessen, was man Freisinn heißt, sind sie nicht gewillt, den Befehlen von oben herab nun — da man sie zur Ruhe weist, — ebenso zu gehorchen, wie früher im Felde, und gewaltig — wenn auch nicht offen hervortretend — machte sich ihr Einfluß bei der jüngsten Wahlagitation spürbar. Sie haben gesehen, wie der „Landbote“ dieselben dafür zurechtweisen wollte. Allein leider ist der Großmeister dieses jugendlichen Heeres selbst unter den Unbotmäßigen; Herr Zollinger<sup>273</sup>), den die Eschersche Regierung an der Stelle des

<sup>273</sup>) Heinrich Zollinger von Feuerthalen, Sekundarlehrer in Horgen, dann Naturforscher in Java, 1848 Seminardirektor in Küßnacht.

Herrn Bruch<sup>274</sup>) (man wußte diesen zur Entlassungnahme zu nötigen) an die Spitze des Seminars berufen, gehört der äußersten Linken an, deren Grundsätze er praktisch in seiner eigenen Lebensweise durchführt. — Auch hier schlägt die einstige Absicht der Herrscher in einen entgegengesetzten Erfolg um.

So ist gegenwärtig unsere Lage. Was wird nun aber infolge der jüngsten Wahl sich daran verändern? Das ist schwer zu sagen. Die mannigfaltigsten Ansichten und Gerüchte hört man darüber äußern und umlaufen. Am meisten Bestand scheint die Nachricht zu haben, daß man durch Kreierung einer Kantonalleihbank einen der Basserstorfer Wünsche zur Verwirklichung zu bringen und dadurch, als durch ein Opfer, die herannahende Gefahr zu beschwichtigen, der Partei, an deren Spitze Treichler steht, den Frieden abzukaufen versuchen werde. Vorausgesetzt, es sei dies wirklich die Absicht, so fragt sich sehr, ob damit der Zweck erreicht werden werde.

Daneben aber sucht man aufs hartnäckigste den alten Standpunkt zu behaupten und an der bisherigen Taktik und Regierungskunst kein Jota zu verändern, wie Sie selbst schon diese Bemerkung gemacht haben. Noch immer führt das Organ der Herren Escher und Dubs<sup>275</sup>), der „Landbote“, seine Windmühlkämpfe gegen Aristokraten und Dunkel männer, die nun sogar Treichlers Wahl verschuldet haben sollen, und sucht sich durch diesen Streit gegen Gespenster in den Augen der Blindgläubigen den Anschein der Freisinnigkeit zu geben; indem man sich stellt, als kämpfe man mit aller Macht gegen eine hereinbrechende Reaktion, will man sich den Ruf des Liberalismus selbst neben noch Freisinnigern erhalten. Andere dagegen, welche den krachenden Planken des Schiffes ihr Heil nicht anvertrauen mögen, rüsten

---

<sup>274</sup>) Dr. Joh. Heinrich Bruch (1801—1855), von Wädenswil, Seminar- direktor in Küßnacht 1840—1846 (Nachfolger des liberalen Thomas Scherr); 1844 trat er unter der mehrheitlich liberalen Regierung von seinem Amte zurück (vgl. O. Hunziker: Die schweizerische Volksschule III, S. 90; Staats- archiv Zürich U. 70, 1).

<sup>275</sup>) Jacob Dubs (1822—1879), nachmals Bundesrat.

sich zum Schwimmen und blasen ihr Wams auf, um seefähig zu sein; Herr Zehnder füllt das seinige mit dem Winde seiner „Erklärungen“. In so verschiedenartiger Stimmung sieht man der kommenden Springflut entgegen. Daß Freund Stämpfli in Bern sie nicht hemmen kann, ist klar; sonst würde man vielleicht bei ihm Hilfe suchen. Aber man hat ihm ja geholfen, die Schleusen so weit als möglich öffnen; was würde er glauben müssen, wenn man ihn bäte, schließen zu helfen! Im Gegenteil; der „Landbote“ muß fortfahren, dem bernischen Agitator beizustehen und unterläßt diese Pflicht selbst in dem Augenblicke nicht, wo er selbst zu versinken im Begriffe ist.

Das ist der augenblickliche Stand der zürcherischen Dinge. Die nächste Großratssitzung erst wird Aufschluß geben können, wie dieselben sich weiter zu gestalten geeignet sind. An eine *Revolution* — wie sie in einem Blatte befürchtet wurde — ist kaum zu glauben, es sei denn, daß fremde Elemente, Hetzer und Wühler ausländischer Sippe, wie solche von Zürich aus u. a. in die (Basler?) „National-Zeitung“ schreiben — die einheimische Masse, die unter Treichlers Anführung steht, in allzu heftige Gärung zu setzen verständen. Hätte aber die Regierung seit Jahren ein *wirklich* freisinniges System befolgt, statt sich zum ausschließlichen Koterieregimente zu bilden, und mit allen Künsten eines solchen zu regieren, so würde sie auch mehr Boden im Volke haben, und es wäre ihr gegenwärtig leichter, alle gesunden Kräfte um sich zu vereinen, um einer allerdings drohenden Auszehrung unserer Staatsfinanzen und einem aargauischen Revisionschaos zu entgehen.

Doch Sie werden der Schilderung eines so wenig erquicklichen Zustandes übersatt sein. Ich füge daher nur noch die Pressenachrichten bei, die für Sie Interesse haben.

*Es folgen Nachrichten über seine und seines Bruders Friedrich Familie und über den Fortgang seiner Arbeiten. Das „Archiv“ soll sein Vetter Herr Cramer Heusler<sup>276)</sup> überbringen. Er läßt Herrn Dr. August Burckhardt grüßen.*

<sup>276)</sup> Heinrich Cramer-v. Wyß (1829—1906), seit 1851 Staatsrechnungsrevisor, Zürich.

## 66. Heusler an Wyß.

Basel, 21. September 1852.

Mein lieber Freund!

*Er hätte Wyß und andere Zürcher Freunde gerne in Rapperswil (an der Versammlung der Geschichtforschenden Gesellschaft) getroffen, obwohl die von Professor J. Eutyck Kopp beantragte Statutenrevision ihn langweile...*

Aber ich freute mich herzlich auf diese Zusammenkunft, besonders Ihretwegen, und um einiger anderer Freunde, besonders aus Zürich willen; denn obschon ich gerade in diesen Tagen in punkto Eisenbahn<sup>277)</sup> mit gewissen Leuten in Zürich einen harten Streit auszufechten habe, so wünsche ich doch und hoffe, daß meine alten Freunde in Zürich mir das nicht nachtragen, sondern glauben mögen, daß das Gesagte nur zu deren Händen gesagt ist, die es verdienen. Zwar wenn die Zürcher partout über Waldshut und die Basler partout über Olten reisen wollen, so ist es nicht wohl möglich, daß man sich halbwegs treffe, aber doch hindert nichts, daß, wenn der Zürcher in Basel und der Basler in Zürich angekommen ist, dann die alten Freunde des Streites um den Weg vergessen und sich freundlich die Hand reichen.

*Am Besuch in Rapperswil sei er im letzten Augenblick vor der Abreise verhindert worden durch den plötzlichen Tod des Herrn Heinrich Siber-Bischoff, des Vaters seines Schwiegersohnes Friedrich Siber-Heusler. ... Grüße an H. Mousson, Fr. v. Wyß und Professor Hottinger.*

## 67. Wyß an Heusler.

Zürich, 25. September 1852.

*Wyß bedauert, daß Heusler nicht nach Rapperswil gekommen sei. Er berichtet ihm dann ausführlich über die dor-*

<sup>277)</sup> Die „Basler Zeitung“ veröffentlichte am 15., 16. und 17. September 1852 Leitartikel über den „Eisenbahnwetteifer zwischen Basel und Zürich“, mit einem historischen Rückblick bis auf die 1830er Jahre. Die von der Bundesversammlung ausgesprochene Ablehnung einer Regelung des Eisenbahnwesens wurde kritisiert und dabei die Befürchtung ausgesprochen, daß nun der Privatspekulation und den kantonalen Eifersüchteleien Tür und Tor geöffnet werden. Diese Haltung wurde als „Insolvenzerklärung“ der Bundesversammlung bezeichnet.

tige Sitzung der Vorsteherschaft der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft, an welcher Jos. Eutyck Kopp (Luzern) weitgehende Vorschläge brachte und auch Louis Vulliemin (Lausanne) Anträge stellte, B. R. Fetscherin (Bern) zum Präsidenten gewählt wurde und Ph. A. v. Segesser (Luzern) einen Abschnitt der Fortsetzung seiner Luzerner Rechtsgeschichte, „trefflich in Darstellung und Gehalt“, vorlas. Am folgenden Mittagessen seien Ph. A. v. Segesser, Dr. Aug. v. Gonzenbach (St. Gallen) und er selbst J. J. Blumer (Glarus) gegenüber gesessen..., „ich bin seit langem nicht in so radikaler Nachbarschaft zu Tische gesessen“; doch sei alles in heiterer Laune und Stimmung gewesen.

Ich hätte nun auch viel anderes, was ich mündlich mit Ihnen zu verhandeln hoffte und mich freute, Ihnen zu schreiben; aber die Feder kommt so langsam den Gedanken nach! — Die Eisenbahnen zwar kümmern mich wenig; dies Gebiet liegt mir zu ferne, als daß ich da einen Spieß in den Krieg kaufe; ich bin in dieser Beziehung zwar Zürcher, kann aber doch mit ruhigem Blute darüber denken und sprechen, und finde es daher ganz natürlich, daß Sie sich für Basel ernstlich schlagen. Soll ich eine Ansicht haben, so ist es diejenige des unbekanntenen Aktionärs der Nordbahn, der gestern in der „Eidgenössischen Zeitung“ sprach. — Näher lägen mir die eigentlich politischen Dinge. Hier aber, was die eidgenössischen Angelegenheiten betrifft, kann ich nur sagen, daß ich Wort für Wort unterschreiben würde, was Sie über die Bundesversammlung und deren Beschlüsse bemerkt<sup>278)</sup> und wodurch Sie mir, wie vielen andern, die größte Freude bereitet haben. In kantonal-zürcherischen Dingen dagegen müßte ich früher ausführlich Gesagtes auch jetzt wiederholen. Unsere ganze Situation läßt sich in dem Worte Eschers-herrschaft zusammenfassen<sup>279)</sup> Freilich geht unter der hohlen Decke dieses angeblich demokratischen, aber durchaus *bureaukratischen* Wesens, in welches unsere Republik mehr und mehr sich verkrüppelt hat, eine allmähliche tieffressende Veränderung ihres Innern vor. Ideen à la Treichler, aargau-

<sup>278)</sup> Vgl. Nr. 66.

<sup>279)</sup> Dr. Alfred Escher bildete sein Machtsystem im Zürcher Großen Rat und Regierungsrat aus.

ische und ähnliche Gedanken fassen immer mehr Boden, und einmal wird die Magnatenaristokratie, die den Escherschen Thron trägt, von diesem Demagogentum erschüttert, vielleicht gestürzt werden. Aber dieser ganze Prozeß ist ein langsamer, dessen Fortschritte lange verborgen bleiben können, ehe sie in Wirkungen sichtbar werden, und dann ergreift er allmählich und unmerklich einen Teil der Herrschenden selbst, so daß der Charakter des ganzen Staatswesens sich ändern kann, ohne unmittelbar äußerlich sichtbare Revolution. Es ist so eine Art Auflösung. Bis wohin dies gehen wird und wie es enden soll, weiß Gott; eine Vermutung darüber ist mehr als gewagt. [Seitdem ich Obiges geschrieben, haben wir eine Großratssitzung gehabt. Alles, was ich darin und *daneben* hörte, hat mich in der Überzeugung bestärkt, daß die Schilderung nicht unrichtig ist. Unsere *Schullehrer* (Zoltinger)<sup>280</sup>) und Grütli-Vereinler bilden eine kompakte Masse, die am Grunde unseres Staatswesens als Ferment einer Zukunft liegt, die nicht eben einladend und erfreulich erscheinen muß. Es ist ein hohler Boden, auf dem wir stehen. Es bedarf nur einer geringen Luft günstiger Art, um das Übel zum Ausbruch zu bringen.]

Für mich, ich gestehe es, braucht es mehr und mehr Überwindung, mich mit diesen Dingen zu befassen. Wenn ich die Leidenschaften und Intriguen der Tonangeber oder die Servilität und Dummheit der großen Menge und den Mangel aller wahren, freien und edlen Gesinnung bei beiden empfinde und sehe, so wandelt mich mehr und mehr ein Ekel an. Wir sind seit 1830 fürchterlich gesunken. Die damaligen Herren waren auch keine Tugendmuster, sie hatten aber wenigstens noch Glauben und Eifer für ihre politischen Ideale; die jetzigen haben auch dies nicht mehr; es ist die pure nackte Selbst- und Herrschsucht.

Ich schätze mich ich kann nicht sagen wie glücklich, imstande zu sein, unabhängig von diesem Getriebe eine eigene Bahn auf anderem, als dem öffentlichen Gebiete, gehen zu können, und möchte mich nicht mehr von meinen Studien und Büchern trennen, um in diese schmutzigen Wellen einzutauchen, in denen unsere Politik sich herumtreibt. Zudem, was

---

<sup>280</sup>) Vgl. Anm. 273.



hülfe es! Die Wand des Mißtrauens und der Eifersucht, die man gegen uns Städter oder Aristokraten anno 1830 erbaut hat, die, allmählich eingefallen, anno 1839 urplötzlich wieder himmelhoch emporwuchs, und an der Escher und Genossen seit bald zehn Jahren unausgesetzt weiterbauen und alle schwachen Stellen sorgfältig doppelt stark wieder erneuern, — diese Scheidemauer ist von hüben und drüben unübersteiglich und jeder Versuch, sie zu übersteigen, würde mit doppelt schwerem Falle gebüßt werden. Also tun wir weit besser, fern von jedem Versuche zu bleiben, in Dinge uns zu mischen, bei denen uns immer und immer nur wieder unverdienter Verdacht trifft. Wir sind Parias in der Zürcher Staatsordnung; gerne wollen wir unsern Stand im Stillen tragen und nicht auf dem Markte uns zeigen, wo alles mit Fingern auf uns weist.

Ein Zweig an dem absterbenden Baume des alten Zürich, wende ich mich lieber meiner Wurzel zu, aus der mir Saft und Leben strömt, als der neuen fremdartigen Atmosphäre. Ich lebe mehr und lieber mit dem 13. Jahrhundert, als im 19. Im Studium jener Vergangenheit, in den Pflichten des wissenschaftlichen Strebens und in den Tätigkeiten, zu denen mich das Haus, die Gemeinde, manche gesellschaftlichen und manche Nächstenpflicht aufruft, habe ich mehr als genug Lebensstoff und Lebensfreude, und brauche der Teilnahme nicht an den Intriguen des herrschenden Pöbels vornehmer oder geringer Abkunft. Dem Vaterlande dient man wohl ebenso gut fern vom Ratsaale, wenn man unbescholten seinen stillen Weg geht als in jenem; und für sein Wohl wird Gott sorgen, der es erhalten kann, auch wenn er es jetzt in unwürdige Hände gegeben. Das ist meine Überzeugung, bei der ich ruhig meinen Weg gehe; sollte mich je ein Gebot der Pflicht zu anderen rufen, so hoffe ich mit Gottes Hilfe auch einem solchen dann entsprechen zu können. Einstweilen aber liegt es deutlich vor meinen Augen, daß meine Aufgabe nicht in der Gegenwart zu finden ist, und gerne und zufrieden suche ich sie in der Vergangenheit. Unter den Gestalten und Gedanken dieser letzteren ist mir heimisch und wohl.

*Er fährt fort in religiösen Gedankengängen, ausgehend*

---

von der „Betrachtung der Rätsel“, die ihm die Trennung von seinem kürzlich verstorbenen (achtjährigen) Töchterchen nahelegt...

Wie ganz anders sieht doch nach solchem Verluste das Leben aus! Darum wenden sich meine Gedanken ebenso oft der Zukunft zu als der Vergangenheit. Und sollte dies das eigene Leben nicht, wie sehr würde mich meine tägliche Berufsbeschäftigung dahin weisen. Die Geschlechter, die vor uns gewesen, deren Leben und Taten mein Studium sind, die gedacht, gefühlt, gehandelt und gelitten haben wie wir — ist eines derselben, dessen Glieder hier schon das Ziel der Vollkommenheit, des Glückes, der Ruhe erreicht hätten, das jedes Menschenherz seinem innersten Wesen nach anstreben muß? Seine allgemeine Aufgabe im Zusammenhang der Geschichte der Menschheit mag jedes Geschlecht erfüllt haben; seine eigenste, persönliche hat kein Einzelner erfüllt. Höher liegt das Ziel unseres Daseins, als auf dem Schauplatz dieser Erde; er bildet nur und kann nur die Vorstufe bilden zu einem Leben, dessen eigentliches Wesen wir ahnen und nach dem wir uns sehnen können, das aber noch nicht vor unseren Blicken aufgeschlossen ist. — In diesem Sinne fühle ich mich in voller Gemeinschaft auch mit denen, die vor uns gewesen sind; die kleine Spanne Zeit, die ich im Strome über diesen Schauplatz hin mittreibe, erscheint mir nur im Zusammenhange mit Vergangenheit und Zukunft begreiflich, und beide verknüpfen sich stets in meinem Bewußtsein.

Natürlich drängen sich solche Gedanken mir auch im Anblick meiner übrig gebliebenen Lieben täglich und stündlich auf; denn auch für sie hat das Leben durch dieses Ereignis eine ganz veränderte Gestalt bekommen...

*Er berichtet zum Schlusse über seine historischen Forschungen zur Schweizergeschichte und über seine Kollegien...*

In der Ferne — wenn Gott Leben und Gesundheit verleiht — liegt die Hoffnung, einst ein Werk über unser Vaterland, wie Stälin für Württemberg<sup>281)</sup>, zu liefern; eine Arbeit von Jahren...

<sup>281)</sup> Christoph Friedrich Stälins Wirtembergische Geschichte, 4 Bände, 1841—1873, das Muster einer kritischen, genau dokumentierten Landesgeschichte. Vgl. auch G. Meyer v. Knonau, Neujahrsblatt 1896, S. 33.

*Mit seinem Bruder bearbeite er zurzeit die St. Galler Urkunden des seltenen Codex traditionum* <sup>282)</sup>. — *Er schließt mit familiären Mitteilungen und läßt Herrn Ratsschreiber Schneider* <sup>283)</sup> *grüßen.*

68. *Wyß an Heusler.*

Zürich, 27. November 1852.

Vor ein paar Monaten habe ich Ihnen aus dem Winkel eines Studienkabinetts geschrieben <sup>284)</sup>, aus welchem ich dachte, erst in ungewisser ferner Zukunft, vielleicht nie, hervorzukriechen. Heute werden Sie in unseren Zeitungen eine Nachricht vielleicht bemerken, die mit jenen Zeilen, die ich an Sie schrieb, in großem Widerspruche steht und Ihnen darum sehr auffallen mag. Ich hatte Ihnen gesagt, nichts liege mir ferner, als was die Eisenbahnwirren unseres Ländchens betreffe, und meine Angabe war buchstäblich wahr; heute finde ich mich in dieselben verwickelt und als Mitglied der Direktion unserer hiesigen Nordbahn bestellt <sup>285)</sup>.

Wie dies gekommen ist, und aus welchen Beweggründen ich mich entschlossen, der vor wenig Wochen an mich ergangenen Anfrage zu folgen, das hoffe ich Ihnen gelegentlich mündlich zu sagen; es wäre zu umständlich für einen Brief. Wohl aber drängt es mich, bei diesem Anlasse meiner früheren langen (Sie werden gefunden haben allzu langen) Epistel noch ein paar Worte beizufügen. Ich fühle nämlich, daß ich bei dem getanen Schritte fast Gefahr laufen könnte, in Ihren Augen zu denjenigen zu zählen, gegen welche Sie mehr als einmal gestritten; und da es gar wohl sein könnte, daß mich ein oder das andere Mal die Interessen Zürichs — ich werde das später recht beurteilen können — in einen Gegensatz zu Ihren Wünschen und Ansichten stellen würden, so möchte ich

<sup>282)</sup> Vgl. G. Meyer v. Knonau, Neujahrsblatt 1896, S. 7.

<sup>283)</sup> Vgl. Anm. 49.

<sup>284)</sup> Vgl. Nr. 67.

<sup>285)</sup> Am 25. November 1852 ließ sich G. v. Wyß zum Mitglied der Direktion der (zürcherischen) Nordbahn (damals bloß Strecke Zürich-Baden) wählen, welcher auch Direktor Martin Escher und Hans Konrad Ott-Imhoff angehörten. Vgl. G. Meyer v. Knonau, Neujahrsblatt 1895, S. 79. Damit erlangte er wieder — für kurze Zeit — eine honorierte Anstellung.

doch wenigstens *mir*, wenn nicht meiner Sache, ungeschmälert erhalten, was ich bisher bei Ihnen besessen. Ich hoffe immer zu verdienen, was Sie mir bisher Freundliches geschenkt haben, auch dann, wenn wir nicht im gleichen Lager, wie bisher stets, stehen könnten.

Mit Einem Wort: ich habe das innige Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß ich auch im neuen Kleide der Alte bleiben werde, — und hoffe von Ihnen auch immer dafür erkannt zu bleiben!

*Er nimmt Anteil an Heuslers schmerzlichen Erfahrungen, von denen ihm Dr. Schneider <sup>286)</sup> berichtet hat.*

### 69. Heusler an Wyß.

Basel, 29. November 1852.

Jedesmal wenn ich auf einer Briefadresse Ihre Hand erkenne, ist es mir eine lebhaftere Freude, denn jeder Ihrer Briefe bringt mir ja neue Beweise Ihrer mir so schätzenswerten treuen Freundschaft. Aber den Inhalt Ihres letzten vom 27. ds. kann ich mir nur schwer erklären. Mit Vergnügen hatte ich schon am Samstag die Kunde von Ihrer Wahl in die Nordbahndirektion vernommen, weil ich voraussetzte, daß Ihnen diese Beschäftigung zusage, und zugleich hoffe, daß Sie dadurch den historischen Studien, denen Sie sich mit so schöner Begeisterung widmen, nicht werden entrissen werden. Hatte ich dabei noch einen weiteren Gedanken, so war es der, daß ich Ihre Wahl in die Direktion als ein günstiges Vorzeichen betrachtete, um, wenn es einmal an der Zeit sein wird, eine Verständigung zwischen Zürich und Basel zu erzielen. Diese Zeit wird, ich zweifle nicht daran, auch kommen, denn Mißverständnisse werden sich heben, und wenn die erste Hitze des Fiebers verschwunden sein wird, wird man einsehen, daß im Grunde beide Städte nicht nötig haben, sich Luft und Licht gegenseitig abzuschneiden. — Erlauben Sie mir daher die Bemerkung, daß ich Ihren Brief, so sehr er mich als Beweis Ihrer Freundschaft freut, doch nicht recht begreife. Wenn ich das Vergnügen gehabt hätte, Sie letzten Herbst zu sprechen, wo dann natürlich die Tagesfrage auch erörtert wor-

<sup>286)</sup> Vgl. Nr. 67.

den wäre, so würden Sie gewiß mich anders beurteilen, wie es nun nach einigen Zeitungsartikeln zu geschehen scheint; Sie würden dann nicht nur *hoffen*, sondern *wissen*, daß Ihr neues Kleid in unserem beiderseitigen Verhältnis nichts ändern werde. Wenn Sie für die Interessen Ihrer Vaterstadt sorgen, und diese hin und wieder mit den Interessen Basels konkurrieren, so kann das gewiß kein Grund zur Erkältung unserer Freundschaft sein; denn ich weiß ja zum voraus, daß Sie nur nach Überzeugung und Pflicht handeln und daß unwürdige Motive Ihrer Seele fremd sind!

Aber gerne ergreife ich nun diesen Anlaß, um mich über die ganze Frage offen gegen Sie auszusprechen. In betreff der Eisenbahnen teile ich so ziemlich die neulich von Herrn Bloesch<sup>287)</sup> ausgesprochene Ansicht, meinethalben hätten sie unerfunden bleiben können. Nun aber sind sie einmal Gegenstand öffentlicher Diskussion, und ich kann mich nicht entziehen, mich damit zu beschäftigen, und zwar halte ich es für Pflicht, dabei nicht zu vergessen, daß das Blatt, das ich schreibe, zugleich ein Organ für baslerische Interessen sein soll. Ich sitze nicht im Rate unserer Eisenbahngötter, und ich will Ihnen offen gestehen, daß ich nicht gerade alles, was sie tun, unbedingt billigen möchte. Auch werden Sie vielleicht bemerkt haben, daß ich in meiner Polemik in dieser Sache viel ruhiger geblieben bin als in andern Fragen. Es ist mir daher auch gar nicht bange, daß ich mich mit Ihnen als einem billigen Manne nicht recht gut werde verständigen können. Daß von hier aus gar nicht gefehlt worden sei, möchte ich in keiner Weise behaupten, so wenig als Sie wohl behaupten werden, jener wiederholte Jubel des „Landboten“<sup>288)</sup>, man habe in der Verrières-Bahn<sup>289)</sup> das Mittel gefunden,

<sup>287)</sup> Eduard Bloesch (1807—1866), Führer der Berner Konservativen, Regierungsrat und Landammann (Großratspräsident).

<sup>288)</sup> Blatt der Zürcher Liberalen vom Lande.

<sup>289)</sup> Bei der Frage des Anschlusses der Nord-Schweiz an das ausländische Eisenbahnnetz lagen drei Projekte vor: Eine Linie Straßburg-Basel-Olten, eine Linie Dijon-Besançon-Mülhausen-Basel und eine Linie Salins-Verrières-Neuenburg-Solothurn. Die Zürcher Nordbahndirektion einigte sich mit dem Großen Rat von Neuenburg auf die *Verrièreslinie*, worin man in Basel die Absicht einer Umgehung Basels erblickte („Basler Zeitung“, 24. September 1852).

„Basel beiseite zu schieben“, sei klug und edel gewesen. Überhaupt hat man sich hier gewundert, daß man in Zürich auf diese Verrières-Bahn so großen Wert setzte; man hat dieselbe immer für ein abenteuerliches Projekt angesehen, vor dem uns nie bange war. Deshalb bin ich auch überzeugt, daß man unserem Verwaltungsrate unrecht getan hat, wenn man glaubte, er habe die Burgdorf-Bern-Linie aufgebracht, bloß nur um die Verrières-Bahn unmöglich zu machen. Seine Gründe waren, wie ich glaube, wirklich die größere industrielle Bevölkerung und die Rücksicht, daß man Bern nicht bloß bieten könne, was andere nicht wollen, d. h. eine Zweigbahn. — Wie ich die Sache auffasse, so kann es Basel ziemlich gleichgültig sein, ob die Linie von Olten über Solothurn-Biel oder über Burgdorf-Bern gehe, denn keine von beiden ist der Natur nach bestimmt, unserem Platze Konkurrenz zu machen; die Frage aber, welche rentabler sei, mag für die Bahngesellschaft wichtig sein, für Basel als Handelsplatz aber nicht. Das wichtigste für Basel ist eine Linie, die möglichst gerade in das Innere der Schweiz führt; diese glaubt man in der Hauensteinlinie gefunden zu haben, deren Ausführbarkeit von allen Experten anerkannt ist. Nach meiner Ansicht beruht auch Zürichs Opposition gegen diese Linie, die sich hin und wieder so leidenschaftlich äußerte, mehr auf vorgefaßten Meinungen, als auf wirklichen Interessen, und es sollte daher auch in diesem Punkte eine Verständigung nicht unmöglich sein. Deshalb glaube ich auch, diese Verständigung werde kommen, und ich hoffe, Sie werden, wie gesagt, dieselbe befördern. — Kann ich in diesem Sinne auch etwas tun, so werde ich mich darob freuen.

*Er dankt für die Teilnahme am Unglück seiner Familie, das besonders für seinen Schwiegersohn ein schwerer Schlag sei.*

*Grüße an H. Mousson und Fr. v. Wyß.*

P. S. Ich öffne diesen Brief wieder, um Ihnen zu schreiben, daß ich aus bester Quelle erfahre, daß man hierorts lebhaft wünscht, sich mit Zürich zu verständigen, und daß man auch bereit wäre, den ersten Schritt zu tun, sobald man von demselben einen günstigen Erfolg erwarten könnte. Können und wollen Sie in diesem Sinne etwas tun, so will ich von Herzen gerne weitere Eröffnungen vermitteln.

## 70. Heusler an Wyß.

Basel, 5. Januar 1853.

Sie erlauben mir, daß ich das unharmonische Geklapper des Eisenbahnstreites, in welchen Sie nun *bongrè malgrè* hineingezogen worden sind, auf harmonische Weise unterbreche, indem ich Fräulein Aug. Knopp bei Ihnen einführe...

*Er empfiehlt diese blinde Sängerin, die in Zürich bei Herrn Dr. Rahn-Escher* <sup>290)</sup> *wohnen werde...*

*Er freut sich über die Wahl Friedrichs v. Wyß ins zürcherische Obergericht* <sup>291)</sup>.

*Er macht auch die freudige Mitteilung von der Verlobung seiner zweiten Tochter mit Herrn Eduard His* <sup>292)</sup>.

*Empfehlungen an Fr. v. Wyß und H. Mousson.*

## 71. Wyß an Heusler.

Zürich, 16. Januar 1853.

*Er entschuldigt sein langes Stillschweigen mit seinen vielen Geschäften und Arbeiten, zahlreichen Sitzungen der Nordbahndirektion, zwei Großratssitzungen, sowie Neujahrs- und akademischen Pflichten. Er schickt Glückwünsche zum Jahreswechsel voraus. Jener von Heusler empfohlenen blinden Sängerin, Fräulein Knopp, werde er sich annehmen; bei Dr. Rahn und seiner Gattin sei diese indes besser aufgehoben.*

Mit Bezug auf die öffentlichen Dinge nehme ich — als mir nun zunächstliegend — die Eisenbahnangelegenheit voran. Hier muß ich zuerst mit dem Bekenntnis beginnen, daß mein Letztes in einem Augenblicke geschrieben war, wo der Anblick des Gegensatzes zwischen meiner früheren Neutralität und den jetzigen Pflichten mich allzu sehr über-

<sup>290)</sup> Dr. med. Joh. Konrad Rahn-Escher, Zürich (1802—1881).

<sup>291)</sup> Friedrich v. Wyß, der hervorragende Jurist, wurde am 22. Dezember 1852 vom Großen Rat ins Obergericht gewählt; vgl. dazu E. Gagliardi: Escher, S. 223.

<sup>292)</sup> Heuslers Tochter Sophie (1833—1896), verheiratet 1853 mit dem Basler Seidenbandfabrikanten und nachmaligen Kunsthistoriker Dr. h. c. Eduard His (1820—1905), vgl. Basler Jahrbuch 1907, S. 112 ff.